

Präferenzbildung und Sozialstruktur: Bourdieus Praxistheorie und Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität im Vergleich

Preference Formation and Social Structure. A Comparison of Bourdieu's Theory of Practice and Lindenberg's Theory of Social Rationality

Melanie Reddig & Ulf Tranow*

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Institut für Sozialwissenschaften, Soziologie, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Germany.
reddig@phil.uni-duesseldorf.de; tranow@phil.uni-duesseldorf.de

Zusammenfassung: Bourdieus Praxistheorie und der Rational-Choice-Ansatz werden aufgrund ihrer unterschiedlichen methodologischen Verankerungen und handlungstheoretischen Kernannahmen in der Regel als widerstreitende Theoriepositionen wahrgenommen. Bei den neueren erweiterten Ansätzen im Bereich der Rational-Choice-Theorie deuten sich Konvergenzen zu Bourdieus Praxistheorie an, die einen Theorievergleich rechtfertigen. Insbesondere Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität sehen wir für einen auf Theorieentwicklung ausgelegten Dialog mit Bourdieus Praxistheorie als vielversprechend an. In unserem Beitrag vergleichen wir beide Ansätze hinsichtlich ihrer präferenztheoretischen Annahmen; wir fragen danach, welche Präferenzmodelle ihnen jeweils zugrunde liegen und welche Annahmen sie über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Präferenzbildung treffen. In beiden Theorien identifizieren wir blinde Flecken und Ergänzungsbedarf und entwickeln Vorschläge, wie beide Theoriepositionen voneinander lernen können.

Schlagerworte: Sozialtheorie; Bourdieu; Rational Choice; Präferenzbildung; Theorienvergleich.

Summary: Due to different basic action-theoretical assumptions and different methodological roots, Bourdieu's theory of practice and the rational choice approach are usually perceived as contradictory theoretical positions. However, more recent developments toward extending theories of rational choice suggest a number of convergences with Bourdieu's theory of practice which justify a comparison. We believe that Lindenberg's theory of social rationality is a particularly promising starting point for a theory-developing dialogue with Bourdieu's theory of practice. In our contribution we compare the two approaches with respect to their preference-theoretical assumptions; we ask which preference models they are respectively based on and which assumptions they make as to the connection between social structure and preference formation. We identify blind spots and gaps in both theories and develop suggestions about what each theoretical position might learn from the other.

Keywords: Social Theory; Bourdieu; Rational Choice; Preference Formation; Comparison of Theories.

1. Einleitung

Die Soziologie erscheint zuweilen als eine theoretisch fragmentierte Disziplin, die in eine Vielzahl konkurrierender Paradigmen zerfällt. Wir meinen, dass sich die Vielfalt theoretischer Ansätze stärker als bisher nutzen lässt, um durch kritisch-konstruktive Theoriedialoge Fortschritte in der Theorieentwicklung zu

erzielen. Von Dialogen zwischen konkurrierenden Theorien können allerdings nur dann Beiträge zur Theorieentwicklung erwartet werden, wenn zwischen den Ansätzen hinreichende Anschlussmöglichkeiten existieren und sie sich gegenstandsbezogen etwas zu sagen haben. Manche Ansätze sind sich in ihren methodologischen Grundannahmen und Erkenntnisinteressen derart fremd, dass kaum mehr als ihre Andersartigkeit festgestellt werden kann. Potenziale für einen Dialog, die bis jetzt kaum genutzt worden sind, sehen wir zwischen Bourdieus Praxistheorie und dem Rational-Choice-Ansatz (RC-Ansatz). Obwohl auffällt, dass in beiden Theorietraditionen Begriffe wie Interesse, Strategie oder Ökonomie eine prominente Verwendung finden und nicht selten ähnliche Problembereiche behan-

* Wir danken den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops *Bourdieu's Praxistheorie und Rational Choice: Theoretische Verbindungen und Anwendungspotentiale am Beispiel verunsicherter Mittelschichten* (Delmenhorst, Juni 2013) sowie den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern für die vielen wertvollen Hinweise und Verbesserungsvorschläge.

delt werden, ignorieren sich ihre jeweiligen Vertreter gegenseitig oder belassen es bei einer oberflächlichen Abgrenzung. Bisherige Vorstöße (Honeth 1984: 149; Calhoun 1993: 70; König 2003: 93), nach möglichen Anknüpfungspunkten und Analogien zwischen Bourdieu und dem RC-Ansatz zu suchen, wurden, soweit wir sehen, bis auf wenige Ausnahmen (etwa Kroneberg 2011: 122, 157; Weingartner 2013) nicht weiter verfolgt.

Mit unserem Beitrag wollen wir einen intensiveren Dialog zwischen Bourdieus Praxistheorie und dem RC-Ansatz anregen. Bei dem RC-Ansatz handelt es sich nicht um eine geschlossene Theorie, sondern um eine Theoriefamilie, was eine Fokussierung notwendig macht. Für unseren Vergleich wählen wir Lindenberg's *Theorie sozialer Rationalität*, weil wir hier ein besonders großes Potenzial für einen konstruktiven Dialog sehen. Die Theorie sozialer Rationalität ist eine ‚weite‘ Variante des RC-Ansatzes, die Lindenberg in kritischer Abgrenzung zur ‚engen‘ RC-Theorie mit dem Homo oeconomicus als akteurstheoretischem Modell entwickelt hat.¹ In unserem Vergleich werden wir zudem beide Ansätze nicht in ihrer Gänze gegenüberstellen, sondern uns auf einen Vergleich der präferenztheoretischen Annahmen konzentrieren. Unter Präferenzen verstehen wir hier zunächst ganz allgemein die Ziele, deren Realisierung Akteure bewusst oder unbewusst anstreben.² Die Frage nach der Genese von Präferenzen nimmt innerhalb beider Theoriearchitekturen eine besonders wichtige Stellung ein, weil Präferenzen sowohl bei Bourdieu als auch bei Lindenberg die Nahtstelle für die Verknüpfung von Handlung und Struktur darstellen. Von beiden Autoren werden Präferenzen als im Akteur verankerte Handlungsdispositionen verstanden, die, auch wenn sie das Handeln der Akteure nicht determinieren, ihn doch darauf festlegen, auf bestimmte Situationsbedingungen mit einer bestimmten subjektiven Situationsdefinition und Handlungsneigung zu reagieren. Bei Bourdieu sind Präferenzen Bestandteil des Habitus-Konzeptes. Die Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster des Habitus bestimmen, welche Interessen und welchen Geschmack Akteure haben. Bei Lindenberg sind Präferenzen ein wesentliches Element seiner Goal-Frame-Theorie, welcher die These zugrunde liegt, dass jede Situationsdefinition durch *ein* dominantes

Handlungsziel sowie mit diesem verknüpften Wissensbeständen, Überzeugungen und Handlungsskripten angeleitet wird (Lindenberg 2001).

Wir werden danach fragen, von welchen Präferenzmodellen beide Theorien ausgehen und welchen Zusammenhang sie zwischen Sozialstruktur und Präferenzbildung behaupten. Damit wollen wir dazu beitragen, die alte ‚Frontstellung‘ zwischen Bourdieus Praxistheorie und dem RC-Ansatz aufzuweichen und die Theoriestränge miteinander ins Gespräch zu bringen (vgl. Greshoff et al. 2003: 14). Wir werden das Verhältnis zwischen Bourdieus Praxistheorie und der Theorie sozialer Rationalität klären, wechselseitig auf Probleme hinweisen und prüfen, ob die jeweils andere Theorie Lösungsmöglichkeiten anzubieten hat. Es geht uns nicht darum, die Theorien in ein hierarchisches Verhältnis zu bringen oder Bourdieu zu einem RC- bzw. Lindenberg zu einem Praxistheoretiker ‚umzuschulen‘. Vielmehr wollen wir prüfen, ob die Ansätze innerhalb ihrer eigenen Theorielogik verbessert werden können.

Unseren Beitrag beginnen wir mit einer kurzen Erläuterung unseres Vorgehens beim Theorievergleich (2.). Im Anschluss daran werden wir darlegen, warum Bourdieus Praxistheorie und Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität über hinreichende Gemeinsamkeiten für einen fruchtbaren Theorievergleich verfügen (3.). Es folgt der inhaltliche Vergleich der Präferenztheorien, bei dem wir zunächst die unterschiedlichen Präferenzmodelle rekonstruieren (4.) und schließlich das jeweils angenommene Verhältnis zwischen Sozialstruktur und Präferenzbildung herausarbeiten werden (5.)

2. Vorbemerkungen zur Methode des Theorievergleichs

Die Fragmentierung der Theorielandschaft innerhalb der Soziologie wird regelmäßig als ein Ärgernis beurteilt, welches dem Fach nicht nur in seiner Außenwirkung schade, sondern vor allem auch die Kumulation soziologischer Wissens blockiere (vgl. etwa Hondrich 1978; Endreß 2002; Braun 2008; Greshoff et al. 2007; Schmid 2009a). In den 1970er Jahren wurde in der deutschsprachigen Soziologie intensiv darüber diskutiert, ob sich die „multiple Paradigmatase“ (Luhmann 1981: 50) mittels systematischer Theorievergleiche zugunsten einer stringenteren Theoriebildung überwinden ließe (vgl. Hondrich & Matthes 1978). Diese Debatte verbte allerdings, ohne dass es zu umfassenden Vergleichsbemühungen und entsprechenden Ergebnis-

¹ Zur Unterscheidung zwischen engen und weiten Varianten des RC-Ansatzes vgl. Opp 1999 und Vanberg 1993.

² Wenn wir von Akteuren sprechen meinen wir immer individuelle Akteure. Die Begriffe Individuen, Personen und Akteure werden synonym benutzt.

sen gekommen wäre. Nach längerer Funkstille ist in jüngerer Zeit angesichts einer anhaltenden Unzufriedenheit mit der theoretischen Zersplitterung des Fachs die Idee wieder aufgegriffen worden, durch systematische und methodologisch angeleitete Dialoge zwischen unterschiedlichen Paradigmen zu einer stärkeren theoretischen Kohärenz zu gelangen (vgl. Greshoff et al. 2007; Greshoff 2010).

Theorienpluralismus muss aber nicht per se problematisch sein, kann er doch produktiv auf die Wissensakkumulation und Theoriebildung wirken. Dieses ist jedoch nur dann der Fall, wenn es gelingt, wie von Klima (1971: 214) zu Beginn der Theorievergleichsdebatte in den 1970er Jahren auf den Punkt gebracht, von einem „Chaos der Meinungen“ zu einer organisierten Ideenkonkurrenz“ zu gelangen. Eine solche Ideenkonkurrenz verlangt, dass widerstreitende Theorien empirischen Prüfverfahren unterzogen werden, durch die sich feststellen lässt, welche Ansätze sich behaupten können bzw. welche zu verwerfen sind. Unabhängig von der grundsätzlichen Bereitschaft zur Revision des eigenen Theorieprogramms setzt eine organisierte Ideenkonkurrenz voraus, dass die sich auf einen Vergleich einlassenden Theorien eine Einigung auf geeignete Methoden und vor allem auf Leistungskriterien erzielen, anhand derer sich die Richtigkeit bzw. Falschheit ihrer Aussagen beurteilen lässt (Schmid 2009b: 347). Ohne an dieser Stelle auf diesen Punkt näher eingehen zu können, scheint es uns evident zu sein, dass Theorien sich an ihrem Erklärungsgehalt messen lassen müssen.

Zur Vorbereitung einer organisierten Ideenkonkurrenz bedarf es zunächst einer Aufarbeitung der Theorien: In welchem Verhältnis unterschiedliche Theorieangebote zueinander stehen, kann geklärt werden, indem die vorherrschende „diffuse und ungeordnete Vielfalt“ (Greshoff et al. 2007: 3) der Ansätze nach bestimmten Vergleichskriterien aufgearbeitet wird. Dabei ist die „Karikaturmethode des Vergleichs“ (Müller-Godeffroy 1981: 246f.) zu vermeiden, bei der ausgehend von einer Theorie Vergleichskriterien festgelegt werden, anhand derer andere Theorien geprüft werden, obwohl diese Kriterien für sie womöglich untergeordnet sind.

Im ersten Schritt gilt es deswegen zu diskutieren, ob die zu vergleichenden Theorien *kommensurabel* sind, d. h. einen gemeinsamen Gegenstandsbereich teilen. Kommensurabilität ist die Voraussetzung dafür, dass die Theorien sich untereinander etwas zu sagen haben, also einander bestätigen, ergänzen oder Korrekturvorschläge unterbreiten können (vgl. Schmid 2009b: 333). Wenn die Bedingung der

Kommensurabilität erfüllt ist, muss im nächsten Schritt geklärt werden, in welchem Verhältnis die Aussagen der Theorien zueinander stehen. Hondrich (1978) schlägt vor, Theoriepositionen daraufhin zu prüfen, ob sie übereinstimmend, komplementär oder konkurrierend, also widersprüchlich sind (ähnlich Schmid 2009b). Bei übereinstimmenden und komplementären Aussagen besteht die Möglichkeit einer Theorieintegration. Konkurrierende Aussagen können nur über empirische Prüfungen aufgelöst werden; bestenfalls in der Weise, dass sich eine Aussage zugunsten einer anderen falsifizieren lässt. Aufgabe eines Theorievergleichs kann jedoch nur sein, eine solche empirische Prüfung vorzubereiten, indem die konkurrierenden Aussagen möglichst konturiert herausgearbeitet werden.

In unserem Vergleich orientieren wir uns an diesem Vorgehen: Wir wollen prüfen, in welchem Verhältnis Bourdieus und Lindenbergers präferenztheoretische Annahmen stehen. Uns geht es darum, übereinstimmende, komplementäre und widersprüchliche Annahmen aufzudecken. Dabei werden wir auch auf empirische Ergebnisse rekurrieren, doch diese dienen nicht einem Test der Theorien, sondern einer Plausibilisierung ihrer Erklärungsansätze und als Indizien für Leer- und Schwachstellen. Unseren Vergleich sehen wir als Vorarbeit für umfangreichere empirische Vergleichsprüfungen.

3. Kommensurabilität von Bourdieus Praxistheorie und Lindenbergers Theorie sozialer Rationalität

Bourdieu hat sich sein gesamtes Werk hindurch deutlich vom RC-Ansatz distanziert. Schon in den algerischen Studien (Bourdieu 1977) hat er seine Theorie explizit *gegen* den RC-Ansatz positioniert und Vermutungen über Parallelen aufgrund der Verwendung ähnlicher Terminologien stets vehement zurückgewiesen (Bourdieu 1992: 66; Bourdieu & Wacquant 1996: 150; Wacquant 1989: 41). Im ersten Schritt unseres Theorievergleichs werden wir daher der Frage nachgehen, inwiefern Bourdieus Praxistheorie und Lindenbergers Theorie sozialer Rationalität überhaupt miteinander vergleichbar sind. Die Kommensurabilität hängt aus unserer Sicht vor allem von den jeweiligen Positionen zu zwei Problembereichen ab: 1) dem epistemologischen Zugang der Soziologie zur empirischen Wirklichkeit und 2) dem Gegenstand der Soziologie, wie er sich aus den methodologischen Positionen ableitet.

Bourdieu fordert von der Soziologie eine größere „epistemologische Wachsamkeit“ (Bourdieu et al. 1991: 6ff.). Bezogen auf die Methoden der empirischen Sozialforschung bedeute das, Regeln und Verfahren nicht abstrakt zu diskutieren und mechanisch anzuwenden, sondern nach ihren Bedingungen und Grenzen zu fragen und sie an den jeweiligen Forschungsgegenstand anzupassen. Dasselbe gilt für die soziologische Theoriearbeit. Besonders dem RC-Ansatz wirft Bourdieu vor, eine apriorische Theoriebildung vorzunehmen, die vom Forschungsgegenstand losgelöst ist und dabei die empirische Wirklichkeit nach einem theoretischen Modell konstruiert, welches zur Erklärung dieser Wirklichkeit selbst erst entworfen wurde (Bourdieu 1992: 65). Dabei bezieht sich der RC-Ansatz nach Bourdieu unreflektiert auf Annahmen des *common sense* über das soziale Zusammenleben und die menschliche Natur (Bourdieu et al. 1991: 17). Bourdieus Plädoyer für epistemologische Wachsamkeit bedeutet aber keinesfalls, dass er Theorie im Forschungsprozess für verzichtbar hält. Im Gegenteil, ein Bruch mit dem *common sense* ist für Bourdieu überhaupt nur durch Theoriearbeit möglich. Die Formulierung von theoretisch untermauerten Hypothesen abzulehnen, bedeute zwangsläufig, den Forschungsprozess auf reinen *common sense* aufzubauen (Bourdieu et al. 1991: 44). Theorie erfüllt für Bourdieu eine heuristische Funktion zur Formulierung von Hypothesen (Bourdieu et al. 1991: 62). Sie sollte niemals apriorisch und praxisfern entwickelt, sondern an den jeweiligen Forschungsgegenstand angepasst werden (Schroer 2008: 311).

Die Frage nach dem epistemologischen Zugang der Soziologie zur empirischen Wirklichkeit wird von Lindenberg vor allem in Bezug auf das Problem der Formulierung von Brückenannahmen diskutiert. Im Rahmen des struktur-individualistischen Erklärungsansatzes, wie er von Lindenberg vertreten wird, werden Makro- und Mikroebene analytisch strikt getrennt. Brückenhypothesen dienen dazu, Makro- und Mikroebene zu verknüpfen, indem sie den Einfluss von Situationsbedingungen (Makro) auf die Situationsdefinition der Akteure (Mikro) explizieren (Lindenberg 1996a, 1996b). Insbesondere im Zusammenhang mit der Suche nach den Präferenzen von Akteuren in unterschiedlichen Situationen und Handlungskontexten zieht Lindenberg bei der Formulierung von Brückenhypothesen ein ‚theoriereiches‘ einem ‚theoriearmen‘ Vorgehen vor, um das Problem von Ad-hoc-Annahmen zu vermeiden. Eine ‚theoriereiche‘ Formulierung von Brückenhypothesen meint aber keinesfalls, dass Präferenzen ausschließlich theoretisch zu bestimmen wären,

sondern vielmehr, dass Theorie die empirische Erhebung der Präferenzen anleiten solle (Lindenberg 1996b: 561ff.). Die Vorstellung einer ‚rein‘ empirischen Erhebung von Präferenzen unterliegt nach Lindenberg einer „Selbsttäuschung“ (Lindenberg 1996a: 134), da in der empirischen Forschung sowohl bei der Messung und Operationalisierung als auch bei der Interpretation und Auswertung unvermeidlich implizite Konzepte über Präferenzen zur Anwendung kämen. Bei ‚rein‘ empirischen Zugängen laufe man Gefahr, die Brückenannahmen zu Präferenzen „ins düstere Reich einer Schattenmethodologie“ (Lindenberg 1996a: 134) abzuschieben. Bourdieus Forderung nach einer größeren „epistemologischen Wachsamkeit“ und Lindenberg's Argumentation für eine „theoriereiche Gewinnung von Präferenzen“ konvergieren somit darin, dass sie für einen heuristischen Einsatz von Theorie im empirischen Forschungsprozess plädieren, wodurch *common sense*- bzw. Ad-hoc-Annahmen vermieden werden.

Wenden wir uns nun der Frage zu, inwiefern Bourdieus Praxistheorie und Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität auf einen ähnlichen Problemgegenstand rekurrieren und dabei theoretische Begriffe und Konzepte verwenden, die auch in der jeweilig anderen Theorie verständlich sind. Zu diesem Zweck ist es sinnvoll, zunächst die methodologischen Positionen gegenüberzustellen. Für Bourdieu ist, wie Müller pointiert zusammenfasst, die Aufgabe der Soziologie „die Konstitution und Reproduktion sozialen Lebens zu verstehen und die Mechanismen, die dabei wirksam werden, aufzudecken“ (Müller 2002: 158). Bourdieus Blick auf diesen Zusammenhang ist stark vom Strukturalismus beeinflusst und richtet sich deshalb auf die objektiven Relationen innerhalb der sozialen Beziehungen. Ziel ist es, Hypothesen über die Struktur der sozialen Beziehungen zu formulieren (Bourdieu et al. 1991: 60). Bourdieu nimmt aber nicht nur eine objektivistische, sondern auch eine subjektivistische Perspektive ein. Er möchte der „rituellen Alternativen zwischen Objektivismus und Subjektivismus“ (Bourdieu 1976: 148) entgehen, welche die Soziologie dazu nötigt, entweder die Struktur *oder* den Akteur als Gegenstand zu haben. Um diesen Dualismus zu überwinden, schlägt Bourdieu eine *praxeologische Erkenntnisweise* vor, die sowohl die objektiven Relationen aufdeckt als auch erklärt, wie diese Relationen in der Praxis durch die Akteure erzeugt und reproduziert werden (Bourdieu 1976: 164, 2001: 177). Das bedeutet, dass Bourdieu nicht nur über eine Strukturtheorie, sondern auch über eine Handlungstheorie verfügt (Müller 2002: 158).

Müller spricht von Bourdieus „Grundformel Struktur – Habitus – Praxis“ (158) und fasst zusammen: „Handeln gilt als strukturiert durch Habitus, Strategie *und* den objektiven Möglichkeitshorizont sozialstruktureller Lage und Stellung, also Kapital und Macht“ (159). In Bourdieus Praxistheorie bildet das Konzept des *Habitus* das zentrale Bindeglied zwischen Struktur und Handlung. Der Habitus ist einerseits durch die Strukturen geprägt, in die der Akteur eingebettet ist. Andererseits ermöglicht der Habitus den Akteuren aber auch, Handlungsstrategien hervorzubringen, mit denen sie – in den Grenzen des Habitus – auf neuartige Situationen reagieren können.

Sein Anliegen, den Dualismus zwischen Objektivismus und Subjektivismus zu überwinden, hat Bourdieu immer wieder dazu veranlasst, den RC-Ansatz zu kritisieren. Diesem wirft er ein inadäquates Handlungsmodell und Strukturvergessenheit vor. Die handlungstheoretische Kritik bezieht sich vor allem auf die Universalisierung egoistisch-materieller Präferenzen (Rehbein 2006: 40). Der RC-Ansatz berücksichtigt nicht, dass die individuellen Präferenzen durch die objektiven Strukturen geprägt und damit auch variabel seien (Bourdieu 2001: 205, 1992: 66). Weiter kritisiert Bourdieu, dass Handeln immer als Ergebnis von bewussten, rationalen Entscheidungen des Akteurs verstanden werde (Bourdieu 1998: 139ff.). Der Ansatz sei zudem allein auf die Ebene des Akteurs, dessen Präferenzen und Entscheidungen, fokussiert und könne daher die Strukturen, die vom Akteur nicht willentlich hervorgebracht worden seien und auch nicht allein durch dessen Willen verändert werden könnten, nicht adäquat erfassen (Bourdieu et al. 1991: 21ff.).

Bei genauerer Betrachtung der Bourdieu'schen Kritik wird deutlich, dass sie nicht gegen den RC-Ansatz insgesamt, sondern nur gegen eine spezielle Variante dieses Ansatzes gerichtet ist. Bourdieu kritisiert einen RC-Ansatz, der auf einer ‚engen‘ Auslegung der Nutzen- und Rationalitätsannahme und einer ‚starken‘ Version des methodologischen Individualismus basiert, wie sie im Akteursmodell des Homo oeconomicus zum Ausdruck kommt. Viele dem RC-Ansatz nahestehende Autoren, so auch Lindenberg, zweifeln (inzwischen) am explanativen Wert des Homo oeconomicus und kritisieren ihn als ein zu restriktives Modell (vgl. u. a. Boudon 1998, 2003; Elster 1993, 2007: 461ff.; Hedström 2005: 34ff.; Lindenberg 2001: 637ff., 2008). Als Reaktion auf die empirischen Unzulänglichkeiten des Homo oeconomicus hat sich stattdessen eine ‚weite‘ Auslegung der Nutzen- und Ratio-

nalitätsannahme entwickelt (Opp 1999; Kroneberg & Kalter 2012). Inzwischen gibt es eine Vielzahl an akteurstheoretischen Modellen, die zwar die ökonomische Grundannahme der Nutzenfundierung menschlichen Verhaltens teilen, im Gegensatz zum Homo oeconomicus aber von einer größeren Varianz der Präferenzen und einer beschränkten Rationalität ausgehen.³ So weist auch Lindenberg in seiner Theorie sozialer Rationalität das egoistisch-materielle Präferenzmodell als unzureichend zurück und betont mit Verweis auf Framing-Effekte die beschränkte Rationalität von Akteuren. Zudem räumt Lindenberg die Möglichkeit ein, dass sich Akteure unter bestimmten Voraussetzungen an Regeln und Normen binden und diese in Entscheidungssituationen unabhängig von Kostenabwägungen befolgen (Lindenberg 2001; Tranow 2012). Es lässt sich somit festhalten, dass hinsichtlich der Kritik am Homo oeconomicus zwischen Bourdieu und Lindenberg zahlreiche Gemeinsamkeiten bestehen.

Lindenberg vertritt zudem mit dem *strukturellen Individualismus* eine ‚schwache‘ Version des methodologischen Individualismus, der in den soziologischen Varianten des RC-Ansatzes dominant ist (Lindenberg 1977; Coleman 1990). Die ‚schwache‘ Variante des methodologischen Individualismus unterscheidet sich von der ‚starken‘ durch die Betonung der explanativen Bedeutung von Struktur- und Beziehungsmerkmalen.⁴ Akteure werden nicht isoliert betrachtet, sondern als in soziale Strukturen und Beziehungen eingebettet und von ihnen geprägt verstanden. Allerdings wird dabei die methodologische Grundposition, dass sich alle sozialen Tatbestände auf individuelles Handeln zurückführen lassen, nicht aufgegeben. Erst indem nachvollzogen werde, wie sozialstrukturelle Variablen auf (einzelne oder typisierte) Individuen einwirken und das Handeln beeinflussen, könne erklärt werden, wie „ein sozialer Tatbestand einen bestimmten anderen zur Folge hat“ (Lindenberg 1977: 48). Analog zu Bourdieus praxeologischer Erkenntnisweise lässt sich die struktur-individualistische Position als Versuch werten, den Dualismus von Struktur und Handlung zu überwinden. In Lindenbergs Theorie sozialer Rationalität können *Goal-Frames* als Bindeglied zwischen Struktur und Handlung betrachtet werden. Bei ihnen handelt es sich um Handlungs-

³ Beispiele sind das Modell des dispositionellen Nutzenmaximierers (Baurmann 1996), die Theorie des programm-basierten Verhaltens (Vanberg 2002) oder das Frame-Selektions-Modell (Esser 2010; Kroneberg 2011).

⁴ Zur Unterscheidung zwischen einer starken und schwachen Variante des methodologischen Individualismus vgl. Udehn 2002; Greshoff 2014.

ziele bzw. Präferenzen und die mit ihnen einhergehenden Handlungsstrategien, Wissensbestände und Einstellungen (Lindenberg 2001b: 322, 2008).⁵ Die Entstehung von Goal-Frames bzw. Präferenzen unterliegt nicht idiosynkratischen Prozessen, sondern ist rückgebunden an objektive Bedingungen. Zu diesen zählen zum einen bestimmte als universell angenommene physische und soziale Bedürfnisse und zum anderen die sozialstrukturellen Restriktionen ihrer Realisierung.

Bourdieu und Lindenberg vertreten Sozialtheorien, die wir trotz ihrer Unterschiede für hinreichend ähnlich halten, um sie in einen Dialog zu bringen. Sowohl aus der Perspektive Bourdieus als auch aus der Perspektive Lindbergs werden soziale Sachverhalte über soziales Handeln erklärt, auch wenn aus Bourdieus Perspektive die objektiven Strukturen eher als Determinanten und bei Lindenberg als Randbedingungen des Handelns erscheinen. Während Bourdieu davon ausgeht, dass Struktur und Akteur unauflösbar miteinander verwoben sind, wird von Lindenberg zwischen beiden Ebenen analytisch klar getrennt. Beiden ist allerdings gemeinsam, dass sie darauf abzielen, den Dualismus von Struktur und Handlung zu überwinden. Trotz der genannten Unterscheide halten wir beide Ansätze deswegen für dialogfähig.

4. Die Präferenzmodelle

Bourdieu und Lindenberg eint, dass sie das Präferenzmodell des Homo oeconomicus mit seiner Universalisierung egoistisch-materieller Präferenzen als unzureichend ablehnen. Den Ursprung dieses Präferenzmodells sieht Bourdieu in einer „imaginierten Anthropologie“, die ohne jeden empirischen Nachweis von universellen Präferenzen ausgehe (Bourdieu 2006: 186; Wacquant 1989: 41). Bereits in seinen algerischen Studien kritisiert er die Vorstellung der neoklassischen Wirtschaftstheorie, nach der die Akteure in ihrem wirtschaftlichen Handeln ausschließlich durch materiellen Eigennutz geleitet werden (Bourdieu 1977: 11; Gebauer & Kraus 2002: 18). In Abgrenzung von der ahistorischen Akteurssicht des Homo oeconomicus legt Bourdieu in seiner Praxistheorie großen Wert darauf, die soziale und historische Genese und damit auch die Vielfalt der möglichen Präferenzen zu untersuchen

⁵ Die Frage, wie Goal-Frames aktiviert werden und den Entscheidungsprozess anleiten, wird hier nicht näher erläutert, da dieser Punkt in unserer weiteren Diskussion keine Rolle spielen wird. Vgl. zu diesem Punkt Lindenberg 1993, 2001.

(Bourdieu 2006: 215; Bourdieu & Wacquant 1996: 156).

Allerdings ist Bourdieus Präferenzmodell weniger antiuniversalistisch und einer strikten empirischen Ausrichtung verpflichtet, als seine Kritik zunächst vermuten ließe. An vielen Stellen seiner Theorie deutet sich an, dass er zumindest implizit von einer universellen und anthropologisch verankerten Präferenz ausgeht: soziale Anerkennung. Die „Suche nach Anerkennung“ (Bourdieu 2001: 212, Hervorhebung, i. O.) liegt für Bourdieu in den Besonderheiten der menschlichen Identitätsbildung begründet. Das Kind könne eine Identität nur dadurch entwickeln, dass es sich durch den Blick der anderen sowohl wahrnehme als auch bewerte, wodurch es in fundamentaler Weise von der sozialen Anerkennung eben dieser anderen abhängig werde (Bourdieu 2001: 212f.):

„Sein Sein ist ein Wahrgenommenwerden, dazu verurteilt, durch die Wahrnehmung der anderen als das definiert zu werden, was es in Wahrheit ist. Hierin könnte die anthropologische Wurzel der Zwieschlächtigkeit des symbolischen Kapitals – Ruhm, Ehre, Kredit, Ansehen, Ruf – liegen, der Grund einer egoistischen Suche nach Befriedigung von ‚Eigenliebe‘, die gleichzeitig ein fasziniertes Ja-gen nach der Billigung anderer ist.“

Das Streben nach allen Formen sozialer Anerkennung, d.h. nach symbolischem Kapital, ist für Bourdieu ein universelles Grundmuster des Sozialen, welches er als „Ökonomie der Praxis“ bezeichnet (Bourdieu 2005: 52). Kein Bereich des Handelns sei interessenlos, weil alles Handeln auf das Erlangen von symbolischem Kapital ausgerichtet sei. Bourdieu vermutet selbst hinter extremen Formen der religiösen Hingabe und Askese das Streben nach sozialer Anerkennung, die in diesem Fall durch Heiligkeit oder Berühmtheit erreicht werden solle (Bourdieu 1998: 151). Zugleich stellt er heraus, dass soziale Anerkennung in der Gesellschaft asymmetrisch verteilt ist (Bourdieu 2001: 309). Weil aber mangelnde Anerkennung die soziale Existenz der Akteure grundlegend gefährde, sieht Bourdieu einen andauernden Kampf um Anerkennung zwischen den Akteuren (Bourdieu 2001: 310). Alle sozialen Gruppen sind unaufhörlich darum bemüht, ihre gesellschaftliche Position zu verbessern oder zumindest zu erhalten (Bourdieu 1997: 80; Honneth 1984: 152; Abels & König 2010: 208).

Es kann bezweifelt werden, dass Akteure ausschließlich nach sozialer Anerkennung streben und in jeder Situation darum bemüht sind, ihren Status aus-

zubauen bzw. zu verteidigen.⁶ Hillebrandt (2009: 192) macht darauf aufmerksam, dass Bourdieus Annahmen selbst reduktionistisch sind, da sie den Kampf um die soziale Position allen Formen der Praxis voranstellen. Für eine soziologische Theorie müsse hingegen evident sein, dass sich soziale Praxis nicht auf Positionskämpfe reduzieren lasse. In *Die feinen Unterschiede* trägt Bourdieu (1987) diesem Punkt auch Rechnung. Im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zum „Notwendigkeitsgeschmack“ geht Bourdieu davon aus, dass das Bedürfnis nach Distinktion zugunsten der Realisierung von physischen Bedürfnissen in den Hintergrund treten kann. So stellen die Angehörigen der unteren Klassen aufgrund mangelnder ökonomischer Ressourcen bei der Wahl ihrer Nahrung und Kleidung die Funktion (sättigend, wärmend) über die Form (fein, elegant) (Bourdieu 1987: 290). Hradil gibt darüber hinaus zu bedenken, dass mit zunehmendem Wohlstand postmaterielle Werte wie Selbstverwirklichung an Bedeutung gewinnen (Hradil 1989: 123). Es gehe dann weniger darum, andere zu übertrumpfen, als darum, dem eigenen Dasein einen Sinn zu verleihen. Auch wenn sich ein Streben nach Selbstverwirklichung und ein Streben nach einer überlegenen sozialen Position keinesfalls ausschließen müssen, weist der Einwand dennoch auf einen wichtigen Punkt hin: Anerkennungsstreben muss bei den Akteuren nicht einheitlich ausgeprägt sein; soziale Rahmenbedingungen, Wertüberzeugungen oder auch das Niveau der Befriedigung alternativer Bedürfnisse (etwa nach emotionaler Zuneigung) können beeinflussen, wie stark dieses Streben ist und welche Form es annimmt.

Wir meinen, dass Lindenberg's Präferenzmodell einen guten Ansatzpunkt bietet, um Bourdieus Sicht auf Präferenzen zu schärfen. Das Präferenzmodell, welches den Rahmen für sein Konzept der sozialen Produktionsfunktionen bildet (Lindenberg 1989, 2001: 645ff.; Ormel & Lindenberg 1999), basiert auf der Kernunterscheidung zwischen invariablen und variablen Präferenzen. Die invariablen Präferenzen drücken sich in universellen Bedürfnissen aus, den sog. *Zielgütern*; die variablen Präferenzen manifestieren sich in den von Akteuren angestrebten instrumentellen Gütern zur Befriedigung der universellen Bedürfnisse, den sog. *Zwischengütern* (Esser 1999). Gehen wir zunächst auf die universellen Zielgüter ein.

Als oberstes Zielgut allen menschlichen Handelns wird von Lindenberg *subjektives Wohlbefinden* an-

genommen. Subjektives Wohlbefinden lässt sich nicht direkt, sondern nur über zwei untergeordnete Zielgüter realisieren, dem *physischen Wohlbefinden* und dem *sozialen Wohlbefinden*. Und auch die Realisierung physischen sowie sozialen Wohlbefindens verlangt Umwege. Physisches Wohlbefinden entsteht durch *Komfort* im Sinne der Abwesenheit negativer Reize wie Kälte, Hunger etc. sowie einer *Aktivierung* in Form eines als angenehm empfundenen Erregungsniveaus des Nervensystems. Soziales Wohlbefinden setzt sich aus Status, Wertschätzung und Affekt zusammen. *Status* resultiert aus der zugeschriebenen Position, die ein Akteur in Relation zu anderen einnimmt, *Wertschätzung* drückt sich in der Anerkennung persönlicher Attribute – etwa persönlicher Leistungen oder Charaktereigenschaften – aus und *Affekt* manifestiert sich in der Erfahrung emotionaler Zuneigung durch andere.

Lindenberg unterstellt allen Zielgütern einen substanziellen Charakter. Er nimmt an, dass sie untereinander nur bedingt substituierbar sind. So ließe sich etwa ein niedriger sozialer Status nicht ohne weiteres durch ein Mehr an emotionaler Zuneigung und ein Mangel an emotionaler Zuneigung nicht unbedingt durch höheren Komfort ausgleichen. Jedes der auf der dritten Ebene angeordneten Zielgüter bedarf eines gewissen Grades an Realisierung, bevor es zu einer Substitution kommen kann.

Zur Realisierung der Zielgüter sind Akteure auf instrumentelle Zwischengüter angewiesen. Dabei ist zwischen primären und indirekten Zwischengütern zu unterscheiden (Esser: 1999). Bei den primären Zwischengütern handelt es sich um jene Güter, die unmittelbar eine Zielgutrealisierung versprechen. Die primären Zwischengüter sind wesentlich sozial definiert und können zwischen Gruppen, Milieus, Geschlechtern und Gesellschaften variieren. Sie fallen den Akteuren in der Regel auch nicht einfach zu, sondern müssen unter Einsatz knapper Ressourcen ‚produziert‘ werden. Alle Güter, die notwendig sind, primäre Zwischengüter zu produzieren, sind indirekte Zwischengüter. Um das primäre Zwischengut beruflichen Erfolg zu produzieren, müssen Akteure etwa einen guten Abschluss machen, Weiterbildungen besuchen, Netzwerke aufbauen etc. Lindenberg geht davon aus, dass Akteure in der Tendenz eine Präferenz für jene Zwischengüter entwickeln, die vor dem Hintergrund der eigenen Ressourcenausstattung als effizient für die Realisierung universeller Zielgüter erscheinen. Auf Details dieses Prozesses werden wir unten näher eingehen.

Das Konzept sozialer Produktionsfunktionen ist wegen der These universeller Zielgüter von einigen

⁶ Bourdieu unterscheidet in der Regel nicht zwischen sozialer Anerkennung und Status, sondern verwendet die Begriffe synonym.

Autoren mit dem Argument kritisiert worden, dass sie sich kaum empirisch überprüfen lassen und von Lindenberg lediglich theoretisch gesetzt werden (Opp & Friedrichs 1996; Kelle & Lüdemann 1996). In der Folge hat sich Lindenberg darum bemüht, die universellen Zielgüter durch eine Vielzahl an Erkenntnissen und Argumenten aus der Evolutionstheorie, der Psychologie und der Sozialtheorie herzuleiten (Lindenberg 1996c, 2013: 77ff.). Auch wenn eine solche Herleitung den Charakter eines Indizienprozesses behält, halten wir seinen Ansatz für überzeugend, da aufbauend auf einem ‚realistischen‘ Bild vom Menschen als physischem sowie sozialem Wesen eine differenzierte, aber überschaubare Bandbreite an Zielgütern definiert wird. Mit der SPF-IL-Skala steht inzwischen ein Instrument zur reliablen quantitativen Messung der unterschiedlichen Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens zur Verfügung, so dass dieses Konzept auch in der empirischen Forschung eingesetzt werden kann (Nieboer et al. 2005).

In Lindenbergs Ansatz sehen wir das Potenzial, die beiden wesentlichen Probleme des Bourdieuschen Präferenzmodells zu überwinden. Das erste Problem besteht darin, dass bei Bourdieu die Grundstruktur des Präferenzmodells implizit bleibt und durch Inkonsistenzen geprägt ist. Lindenbergs Unterscheidung zwischen universellen Zielgütern und variablen Präferenzen für Zwischengüter empfiehlt sich unserer Ansicht nach, um Bourdieus Präferenzmodell terminologisch und konzeptionell mit mehr Klarheit auszustatten. Die Begriffe Zielgüter und Zwischengüter werden wir deshalb im Folgenden auch im Zusammenhang mit seinem Ansatz verwenden.

Das zweite Problem sehen wir in Bourdieus (impliziter) Verallgemeinerung von Anerkennung zum einzigen Zielgut menschlichen Handelns. Wie oben dargestellt, finden sich bei Bourdieu Hinweise darauf, dass die Vorstellung, den Akteuren gehe es ausschließlich um soziale Anerkennung, nicht plausibel ist. Wir sehen die Notwendigkeit, die Grundannahmen der Praxistheorie hinsichtlich der Zielgüter menschlichen Handelns zu erweitern bzw. zu korrigieren. Lindenbergs Unterscheidung zwischen physischem und sozialem Wohlbefinden weist unserer Einschätzung nach in die richtige Richtung. Diese Korrektur hätte für die Praxistheorie weitreichende Konsequenzen, da sie in Rechnung stellen müsste, dass Akteure nicht ausschließlich nach sozialer Anerkennung streben, sondern auch um andere Zielgüter bemüht sind. Diese Erweiterung scheint uns möglich, ohne Bourdieus Vorstellung von Konflikt als Grundform des Sozialen aufgeben

zu müssen. Eine Erweiterung der Zielgüter käme aus konflikttheoretischer Perspektive einer Erweiterung der Streitgüter gleich: Akteure würden demzufolge nicht nur um Güter zur Generierung von sozialer Anerkennung bzw. Status konkurrieren, sondern ebenfalls um Güter zur Produktion von Komfort, Aktivierung, Wertschätzung und Affekt.

5. Präferenzen und Sozialstruktur

Nach der Beschäftigung mit Aufbau und Struktur des Präferenzmodells widmen wir uns nun den Aussagen, die Lindenberg und Bourdieu hinsichtlich der Präferenzbildung treffen. Vor dem Hintergrund unserer bisherigen Diskussion fragen wir nach den von den Autoren angenommenen sozialen Bedingungen der Genese von Präferenzen für indirekte und primäre Zwischengüter, die zur Realisierung subjektiven Wohlbefindens notwendig sind. Gemeinsam ist den Autoren, dass sie die Varianz von Präferenzen zwischen Akteursgruppen wesentlich durch *objektive sozialstrukturelle Restriktionen* erklären. Von beiden Autoren werden in diesem Zusammenhang sowohl kulturelle als auch materielle Restriktionen berücksichtigt. Der Einfluss sozialstruktureller Restriktionen auf die Präferenzbildung erschließt sich bei Lindenberg über das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen und dem Mechanismus der rationalen Anpassung, bei Bourdieu über die Konzepte des Habitus und des Feldes sowie über die Vorstellung einer Inkorporation der sozialen Strukturen. Im ersten Schritt werden wir Lindenbergs Ansatz vorstellen (5.1). Im Anschluss daran widmen wir uns Bourdieus Perspektive und werden dabei zugleich auf Ergänzungspotenziale für Lindenbergs Ansatz hinweisen (5.2). Zum Schluss werden wir Lindenbergs These rationaler Anpassung und Bourdieus Inkorporationsthese gegenüberstellen (5.3).

5.1 Soziale Produktionsfunktionen und rationale Anpassung

In Lindenbergs Theorie sozialer Rationalität formulieren soziale Produktionsfunktionen für spezifische Kontexte die Relation zwischen Zielgütern und Zwischengütern (Lindenberg 1989, 2001: 645ff.; Ormel & Lindenberg 1999; Esser 1999: 75ff.). Diese Relation gibt an, was Akteure leisten und wie viel sie investieren müssen, um in einem bestimmten sozialen Kontext Zielgüter zu realisieren. Für diese Relation ist zunächst relevant, dass jede Real-

sierung eines Zielguts in eine Struktur *geltender sozialer Definitionen* eingebettet ist, die ganz wesentlich bestimmen, durch welche primären Zwischengüter sich mit welcher Effizienz spezifische Zielgüter realisieren lassen – durch welche Güter etwa wie viel Status erworben werden kann, welche Eigenschaften bzw. Leistungen in welchem Ausmaß Wertschätzung einbringen etc. Diese Definitionen stellen de facto Restriktionen für die Zielgutrealisierung dar und können zwischen Gesellschaften, Gruppen, Milieus und den Geschlechtern mehr oder weniger stark variieren. Neben den sozialen Definitionen ist es die *Ressourcenausstattung* der Akteure, die den Prozess der Zielgutrealisierung rahmt. Die Zwischengüter, die unmittelbar Komfort, Status, Wertschätzung etc. versprechen, stehen den Akteuren nicht einfach zur Verfügung, sondern müssen unter Aufwendung knapper Ressourcen produziert werden. Die Akteure haben für die Produktion von Zwischengütern nur ein beschränktes Budget an Zeit, Aufmerksamkeit, Geld, sozialen Beziehungen etc. Zudem sind alle Akteure mit der Herausforderung konfrontiert, ihre knappen Ressourcen so einzusetzen, dass sie möglichst *alle* Zielgüter (Komfort, Status, Wertschätzung etc.) bis zu einem gewissen Grad realisieren.

Lindenberg argumentiert, dass die sozialen Definitionen sowie die persönliche Ressourcenausstattung als *objektive* Restriktionen für die persönliche Zielrealisierung betrachtet werden müssen (vgl. Esser 1999: 75ff.). Zwar können die Akteure durch den Wechsel eines sozialen Kontextes bis zu einem gewissen Grad Einfluss darauf nehmen, welchen sozialen Definitionen sie sich aussetzen und durch welche strategischen Investitionen sie ihre Ressourcenausstattung verbessern wollen, doch dies ändert nichts an dem Umstand, dass sie in jeder Situation mit *gegebenen* sozialen Produktionsfunktionen konfrontiert sind. Die sozialen Produktionsfunktionen bezeichnen die objektiven sozialstrukturellen Restriktionen für die Realisierung subjektiven Wohlbefindens. Damit stellt sich die Frage, welcher Zusammenhang zwischen subjektiven Präferenzen und objektiven Restriktionen bzw. sozialen Produktionsfunktionen angenommen wird. Dieser Zusammenhang, das sei vorweggenommen, ist in der Theorie sozialer Rationalität nicht dezidiert ausgearbeitet, sondern bleibt implizit.

Zunächst ist zu sagen, dass das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen für Lindenberg nicht die Funktion hat, Präferenzen zu erklären, sondern – wie oben bereits ausgeführt – die empirische Suche nach Präferenzen anleiten soll. Vor diesem Hintergrund weist Lindenberg auch den Vorwurf von

Opp & Friedrichs (1996) zurück, dass er von einem einfachen deterministischen Zusammenhang ausgehe und aus den sozialstrukturellen Restriktionen unmittelbar Präferenzen ableiten wolle (Lindenberg 1996b). Auch wenn Lindenberg der Empirie das letzte Wort einräumt, unterstellt er einen systematischen Einfluss der sozialen Produktionsfunktionen auf die Präferenzbildung. Er argumentiert, dass soziale Produktionsfunktionen durch *Lernprozesse* vermittelt und in Präferenzen überführt werden. Ausgehend vom Bild eines aktiven Akteurs, der nach Alternativen sucht statt lediglich während der Sozialisation internalisierte Rollen zu spielen, werden soziale Produktionsfunktionen – abhängig von den jeweiligen Erfahrungen und Erwartungen – vom Akteur angenommen bzw. verworfen (Lindenberg 1990: 742). Wandelt sich etwa für Frauen die gesellschaftliche Anerkennungsstruktur dahingehend, dass die Hausarbeit als Zwischengut im Vergleich zur Erwerbsarbeit zunehmend an Effizienz einbüßt, werden Frauen verstärkt eine Erwerbsarbeit anstreben, sofern sie diese angesichts ihrer Ressourcen realisieren können (Lindenberg 1990: 742). Lindenberg scheint damit von der Dominanz eines Mechanismus der *rationalen Anpassung* von Präferenzen an sozialstrukturelle Restriktionen auszugehen. Die These einer rationalen Anpassung lässt sich lern- und nutzentheoretisch dadurch begründen, dass ein Ignorieren oder eine dauerhafte Fehlwahrnehmung dieser Restriktionen mit empfindlichen Einbußen im subjektiven Wohlbefinden bezahlt wird, weswegen Akteure ein Interesse daran haben, die Restriktionen zu erkennen und sich systematisch an ihnen auszurichten (vgl. Esser 1999: 107ff.).

Die Heuristik der sozialen Produktionsfunktionen unter der Zusatzannahme einer rationalen Anpassung wird im Rahmen des Value of Children-Ansatz (VOC) für die empirische Erforschung von Fertilitätsraten und der Werteinstufung von Kindern durch Eltern genutzt (Nauck 2001; Nauck & Klaus 2007). Aus der Perspektive des VOC handelt es sich bei Kindern um Zwischengüter, deren instrumenteller Wert zur Realisierung von Komfort, Affekt oder Anerkennung der Eltern hochgradig von den Opportunitätsstrukturen abhängt, die zwischen Ländern und Kontinenten entsprechend dem Prosperitätsniveaus, dem Wohlfahrtsystem oder den Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen variieren können.⁷ Nauck & Klaus (2007) zeigen anhand von Daten aus elf Gesellschaften Europas, Afrikas

⁷ Im Rahmen des VOC werden die beiden Zielgüter Wertschätzung und Status zu Anerkennung zusammengefasst (Nauck & Klaus 2007: 489).

und Asiens, dass die Angaben über persönliche Gründe für einen Kinderwunsch unter Müttern im Großen und Ganzen den Erwartungen entsprechen, die sich aus einer Analyse der sozialen Produktionsfunktionen ableiten. Vor diesem Hintergrund erscheint die vergleichsweise hohe Kinderzahl in den Ländern des sogenannten globalen Südens nicht als das Ergebnis einer blinden Reproduktion kultureller Traditionen oder des mangelnden Wissens über Verhütungsmittel, sondern als eine rationale Anpassung an objektive sozialstrukturelle Restriktionen.

Der Mechanismus der rationalen Anpassung impliziert, dass Akteure hinsichtlich ihrer Präferenzen als grundsätzlich offen angenommen werden. Präferenzbildung erscheint als ein Prozess, der nicht auf bestimmte biografische Phasen beschränkt bleibt. Gleichwohl ist zu betonen, dass von gewissen Grenzen dieser Offenheit auszugehen ist. Eine dieser Grenzen bezieht sich auf *zeitliche Bedingungen* von Anpassungsprozessen, auf die Vanberg (2002) hinweist. Demzufolge übersetzen sich sozialstrukturelle Restriktionen nicht unmittelbar in Präferenzen, sondern erst vor dem Hintergrund akkumulierter Praxiserfahrungen. Dabei kann es zu mehr oder weniger ausgeprägten Phasen einer Unangepasstheit kommen, in denen Akteure weiterhin bestimmte Zwischengüter anstreben, obwohl sich aufgrund gewandelter sozialer Definitionen und der persönlichen Ressourcenausstattung bessere Alternativen anbieten. Zudem ist davon auszugehen, dass die Anpassungsfähigkeit der Präferenzen durch *Pfadabhängigkeiten* begrenzt wird. Akteure sind durch ihre im Lebensverlauf akkumulierten Ressourcen bis zu einem gewissen Grad darauf festgelegt, welche Zwischengüter sie überhaupt realisieren können bzw. welche sich hinsichtlich einer rationalen Abwägung anbieten. Für viele Frauen, die sich eine signifikante Zeit ihres Lebens der Hausarbeit gewidmet haben, kann ein Einstieg in die Erwerbsarbeit auch dann unattraktiv bleiben, wenn diese inzwischen eine höhere Wertschätzung als Hausarbeit genießt.

5.2 Habitus, Feld und Klasse

In Bourdieus Theorie ist Habitus das Schlüsselkonzept, mit dem der Einfluss der objektiven sozialstrukturellen Restriktionen auf Akteure theoretisch-konzeptionell erfasst wird. Im Sozialisationsprozess werden Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsmuster verinnerlicht, die sich in den Präferenzen des Akteurs niederschlagen (Bourdieu 1976: 165; Fuchs-Heinritz & König 2011: 113). Dabei bestimmen die sozialen Bedingungen, unter denen

die Sozialisation des Akteurs stattfindet, welcher Habitus entwickelt wird (Bourdieu 2005: 33; Wacquant 1989: 32). Bereits in der Kindheit inkorporieren die Akteure eine grundsätzliche Haltung zur Welt, die sich nur in den seltensten Fällen im Laufe des Lebens noch einmal grundsätzlich verändert. Ändern sich die individuellen Lebensumstände, z. B. aufgrund von sozialer Mobilität, kann sich der Habitus zwar wandeln, aber in aller Regel geschieht das nur in Form einer Weiterentwicklung des bereits bestehenden Habitus und nicht in Form einer radikalen Transformation. Tritt eine Veränderung ein, dann verläuft sie zudem nur langsam und verzögert. Bourdieu bezeichnet diese relative Persistenz des Habitus als *hysteresis* (Bourdieu 2001: 206; Barlösius 2006: 87).

Die Bedingungen für die Persistenz des Habitus konkretisiert Bourdieu in seiner Kapital- und Feldtheorie, die jeweils unterschiedliche Strukturierungsprinzipien der modernen Gesellschaft erfassen (Gebauer & Kraus 2002: 35). Die Kapitaltheorie, welche an Bourdieus Klassentheorie gekoppelt ist, befasst sich mit den vertikalen Ungleichheiten in der Ressourcenverteilung, während die Feldtheorie die horizontale Differenzierungsstruktur moderner Gesellschaften und deren Auswirkungen untersucht. Wenden wir uns zunächst der Kapitaltheorie zu.

Bourdieu berücksichtigt ebenso wie Lindenberg die materiellen Bedingungen der Zielrealisierung. Ausgangspunkt ist seine Klassentheorie, in der die Klassen durch ihre jeweilige Ausstattung mit ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital charakterisiert sind (Bourdieu 2005: 52). Die Kapitalausstattung prägt auch in Bourdieus Theorie maßgeblich die Präferenzen. Allerdings geschieht das nicht wie bei Lindenberg über die relativen Preise der Zwischengüter, sondern vermittelt über den Habitus. Die materiellen und kulturellen Existenzbedingungen schlagen sich in den Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern des Habitus nieder. Indem Bourdieu die Kapitalausstattung mit Blick auf die Klassenstruktur analysiert, wird bei ihm der Zusammenhang zwischen Klassenstruktur und Präferenzbildung sichtbar. Nach Bourdieu entscheidet sowohl die Gesamtmenge an Kapital als auch die Kombination von ökonomischem und kulturellem Kapital darüber, zu welcher Klasse ein Akteur gehört. Die Klassenstruktur prägt nach Bourdieu den „Klassenhabitus“ (Bourdieu 1987: 175): „In den Dispositionen des Habitus ist somit die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten

Position innerhalb der Struktur niederschlägt“ (ebd.: 279).

In die *Die feinen Unterscheide* beschreibt Bourdieu den Zusammenhang zwischen Klasse und Präferenzbildung als „amor fati“, als eine Wahl des Schicksals (Bourdieu 1987: 290). „Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikationen de jure zugewiesen werden“ (Bourdieu 1987: 285f.). Dass etwa kulturelle Präferenzen mit der sozialen Herkunft sowie der Kapitalausstattung variieren und in erheblichem Maß an die nächste Generation weitergegeben werden können, wird durch eine Vielzahl empirischer Studien bestätigt (van Eijck 2001; Rössel 2009; Rössel & Beckert-Ziegelschmid 2002; Kraaykamp & van Eijck 2010).

Bourdieu erklärt die zwischen den Klassen divergierenden Geschmäcker ähnlich wie Lindenberg als eine rationale Anpassung an die sozialstrukturellen Restriktionen der jeweiligen Klassen. Dort entwickelt sich der Geschmack vor dem Hintergrund dessen, was angesichts der jeweiligen sozialen Existenzbedingungen möglich und nötig ist (Bourdieu 1987: 288ff.). Man könnte auch sagen, dass die unterschiedlichen Geschmäcker durch die systematisch variierenden sozialen Produktionsfunktionen der Klassen bedingt ist. Allerdings ist dieser Anpassungsprozess für Bourdieu anders als für Lindenberg kein Prozess bewusster, individueller Orientierung und Entscheidung, sondern findet hauptsächlich unbewusst über die Inkorporation der gesellschaftlichen Ungleichheitsstruktur und der entsprechenden symbolischen Ordnung im Sozialisationsprozess statt (Bourdieu 1992: 32; Schroer 2008: 316).

Bourdieu befasst sich nicht nur mit der vertikalen Ungleichheitsstruktur, sondern auch mit der horizontalen Differenzierungsstruktur der modernen Gesellschaft. In seiner Feldtheorie geht er davon aus, dass sich moderne Gesellschaften aus einer Vielzahl sozialer Felder wie zum Beispiel Politik, Kunst, Religion oder Wirtschaft mit ihren jeweiligen Unterfeldern zusammensetzen (vgl. Bongaerts 2008). In Bourdieus Modell verfügen die verschiedenen sozialen Felder über einen jeweils eigenen *nomos*, der ihnen eine relative Autonomie verleiht. Der Begriff des *nomos* steht für die konstitutive Logik eines Feldes, sozusagen für sein „Grundgesetz“, durch das sich ein Feld von anderen unterscheidet (Barlösius 2006: 94; Bourdieu 2001: 122). So dreht sich im Feld der Ökonomie alles um das Geschäft und nicht wie im künstlerischen Feld um die Kunst

oder im wissenschaftlichen Feld um die Universalisierung von Erkenntnis. Die sozialen Felder erzeugen eine *illusio*, die von den involvierten Akteuren geteilt wird (Bourdieu 1998: 140f.; Barlösius 2006: 100). Diese Wirklichkeitsillusion führt dazu, dass die Akteure den *nomos* des Feldes anerkennen, d. h. die feldinternen Regeln verinnerlichen und als wichtig erachten, worum im Feld gespielt wird. Durch die Anerkennung dieser Regeln werden die Präferenzen der Akteure geprägt (Bourdieu 1987: 194; Wacquant 1989: 39). Es geht den Akteuren um die Akkumulation der Kapitalsorten, welche im sozialen Feld bestimmend sind (Bourdieu 2005: 58). Entsprechend dem *nomos* sind in den Feldern jeweils andere Kapitalsorten entscheidend, so dass die Präferenzen der Akteure analog zu den sozialen Feldern variieren, in die sie involviert sind (Bourdieu 1992: 66).⁸

Bourdieu's Theorie sozialer Felder verweist auf eine Leerstelle im Konzept der sozialen Produktionsfunktionen. Die Formulierung sozialer Produktionsfunktionen für einen spezifischen sozialen Kontext setzt eine Rekonstruktion der jeweils geltenden institutionellen Logiken und der existierenden Sozialstrukturen voraus, aus denen sich ableitet, durch welche primären Zwischengüter sich mit welcher Effizienz Wohlbefinden realisieren lässt (vgl. Esser 1998: 106ff.). Aus dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen selber lassen sich aber keinerlei Anhaltspunkte darüber ableiten, mit welchen Logiken und Sozialstrukturen in welchen sozialen Kontexten zu rechnen ist. In der praktischen Anwendung als Instrument zur Konstruktion von Brückenhypothesen ist das Konzept deswegen auf theoretische Unterstützung angewiesen. Bourdieus Feldtheorie halten wir für eine geeignete Kandidatin, um das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen bei der Suche nach den geltenden Zwischengütern anzuleiten. Man könnte es so formulieren, dass die Produktionsbedingungen und die primären Zwischengüter durch den *nomos* definiert werden. Vor diesem Hintergrund lässt sich Bourdieus These der Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften in unterschiedliche soziale Felder als eine Ausdifferenzierung von sozialen Produktionsfunktionen interpretieren.

⁸ Siehe zum *nomos* und der *illusio* im Feld der Wissenschaft die Studie von Engler (2001). Für eine ähnliche Untersuchung für das Feld der Kunst siehe Moser (2013).

5.3 Rationale Anpassung vs. Inkorporation

Lindenbergs Theorie sozialer Rationalität und Bourdieus Praxistheorie unterscheiden sich vor allem in ihren Vorstellungen darüber, wie Struktur und Akteur vermittelt sind. Aus Lindenbergs struktur-individualistischer Perspektive handelt es sich bei makrostrukturellen Verhältnissen um Restriktionen bzw. Opportunitäten des Handelns, an die sich Akteure in rationaler Weise anpassen. Bourdieu geht dagegen davon aus, dass Akteure makrostrukturelle Verhältnisse inkorporieren und deswegen dauerhaft durch sie prädisponiert sind. Wir werden diese unterschiedlichen Perspektiven nun genauer betrachten und danach fragen, ob sich empirisch begründet eine Perspektive vorziehen lässt.

Zunächst gilt zu klären, wie sich Bourdieus *hysteresis*-Konzept zu der von Lindenberg (zumindest implizit) vertretenen Idee einer rationalen Anpassung verhält. Beide Konzepte unterstellen sowohl eine gewisse Persistenz als auch eine Flexibilität von Präferenzen. Die beiden Pole werden aber jeweils unterschiedlich gewichtet und vor allem auf unterschiedliche Prozesse zurückgeführt. Lindenberg betont die Flexibilität der Akteure. Diese erscheinen nicht qua Sozialisation an bestimmte Zwischengüter gebunden, sondern orientieren sich neu, wenn sich ihnen vor dem Hintergrund der geltenden sozialen Definitionen und der persönlichen Ressourcen bessere Alternativen bieten. Aufgrund von Pfadabhängigkeiten reduziert sich im Lebensverlauf die Wahrscheinlichkeit, dass sich solche Alternativen auftun. Eine Persistenz von Präferenzen für bestimmte Zwischengüter trotz besserer Alternativen stellt sich aus dieser Perspektive lediglich als Zwischenetappe dar, die auf Verzögerungen im Zuge individueller Lernprozesse zurückzuführen ist. Bourdieu betont dagegen wesentlich stärker die Dauerhaftigkeit von Präferenzen, die er vor allem auf eine Prägung der Akteure im Sozialisationsprozess zurückführt. Mit dem Habitus haben sich die Präferenzen für Zwischengüter so stark in den Akteur ‚eingebrennt‘, dass sie sich nicht allein deshalb einfach ändern, weil sie nicht mehr optimal zu den äußeren Kontextbedingungen passen.

Die These rationaler Anpassung und die *hysteresis*-These stehen grundsätzlich in einem konkurrierenden Verhältnis zueinander. Im Sinne der von Klima (1971: 214) geforderten „organisierten Ideenkonkurrenz“ stellt sich die Frage, ob sich durch empirische Verfahren entscheiden lässt, welche der beiden Perspektiven eine höhere Plausibilität hat. Eine Studie von Stein (2005) zur Inkorporations- und Stabilitätsannahme von Bourdieu bietet Aufschlüsse, die

in diesem Zusammenhang interessant sind. Anhand der Neigung bzw. Abneigung gegenüber dem Hochkulturschema bei sozialen Auf- und Absteigern untersucht sie, inwieweit Geschmackspräferenzen auf die soziale Herkunft oder die aktuelle soziale Position zurückgeführt werden können. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass beide Faktoren einen Einfluss haben, wobei die aktuelle soziale Position stärker ins Gewicht fällt. Gegen Bourdieus Stabilitätsannahme und für Lindenbergs Annahme der Revisionsoffenheit von Präferenzen spricht ihr Ergebnis, „dass die Anpassungen der Personen an veränderte Ressourcenlagen sehr stark ausgeprägt sind: Personen orientieren sich stärker an der Statusgruppe, in die sie hineingewechselt sind als an ihrer sozialen Herkunftsklasse“ (Stein 2005: 225). Allerdings variiert die Stärke der Prägung durch soziale Herkunft mit der jeweiligen Herkunftsklasse. Es sind vor allem die unteren und die oberen Herkunftsklassen, welche die Geschmackspräferenzen bei ihren ehemaligen Angehörigen am nachhaltigsten prägen. Ob dieser Befund durch einen Sozialisationsseffekt bedingt ist, lässt sich aus der Studie nicht ableiten. Eine Erklärung im Sinne Bourdieus, nach der sich die unterschiedliche Persistenz der Geschmackspräferenzen auf einen weniger flexiblen und anpassungsfähigeren Habitus der oberen und unteren Klassen zurückführen ließe, erscheint plausibel, müsste allerdings noch empirisch geprüft werden.

Der Unterschied zwischen den beiden Ansätzen zeigt sich zudem in abweichenden Annahmen darüber, wie sich soziale Ungleichheitsverhältnisse auf Präferenzen und Handlungsentscheidungen auswirken. Aus Lindenbergs Perspektive erklären sich unterschiedliche Präferenzen für bestimmte Zwischengüter in den Klassen vor allem dadurch, dass die sozialen Produktionsfunktionen zwischen den Klassen divergieren. Bourdieu betont dagegen, dass die gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen und die mit ihnen einhergehenden Herrschaftsverhältnisse inkorporiert werden und grundsätzlich verschiedene Weltansichten hervorbringen. Die Gesamtstruktur der Gesellschaft wird von ihm als ein *sozialer Raum* beschrieben, der durch gegensätzliche Positionen und Perspektiven konstituiert wird (Barlösius 2006: 123). Die Positionen der Akteure im sozialen Raum entsprechen ihrer jeweiligen Kapitalausstattung. Die Akteure nehmen ihre soziale Position innerhalb der Gesellschaft dabei immer relational zu anderen ein, so dass der soziale Raum nicht denkbar ist ohne Exklusion und Distinktion. Der *Raum der Positionen* geht daher mit einem *Raum der Perspektiven* einher, in dem unterschiedliche Standpunkte und Wertungen zu einer symboli-

schen Ordnung verdichtet sind. In dieser symbolischen Ordnung wird Dingen, Situationen und Personen ein spezifischer relationaler Wert zugeschrieben (Abels & König 2010: 210). Die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, die Bourdieu aufdecken will, beruhen wesentlich darauf, dass die Akteure diese Perspektiven verinnerlichen und sich selbst entsprechend den Wertungen einordnen.

Der Unterschied zwischen einer struktur-individualistischen RC-Perspektive und der praxistheoretischen Perspektive Bourdieus kann am Beispiel der Forschung zur Bildungsaspiration verdeutlicht werden (Bittlingmayer & Bauer 2007). Beide Perspektiven gehen zwar davon aus, dass bildungsferne Schichten eher eine niedrige und bildungsnahe Schichten eher eine hohe Bildungsaspiration haben, aber die Begründungen für diese Annahme gehen jeweils in eine andere Richtung. Der RC-Ansatz betrachtet Bildungsinvestitionen als nutzenorientierte Entscheidungen. Es wird angenommen, dass sich für bildungsferne und bildungsnahe Schichten Kosten und Nutzen der Bildungsinvestitionen für ihre Kinder unterscheiden und dieses der entscheidende Grund für die Ausbildung unterschiedlicher Bildungsaspirationen ist. Während für bildungsnahe Schichten hohe Kosten in Form eines Statusverlustes für den Fall angenommen werden, dass die Kinder keinen vergleichbaren oder höheren Abschluss erreichen, wird bei bildungsfernen Schichten davon ausgegangen, dass die Statusreproduktion schon bei niedrigen Bildungsabschlüssen der Kinder gesichert ist. Aus der Bourdieu'schen Perspektive dagegen kann die Bildungsaspiration nicht allein auf Kosten-Nutzen-Kalkulationen zurückgeführt werden, sondern es muss berücksichtigt werden, dass die Akteure in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse eingebettet sind, die ihre Weltsicht grundlegend prägen. Aus dieser Perspektive ist für die Bildungsaspiration vor allem entscheidend, wie die Akteure im sozialen Raum positioniert sind und diese Positionierung verinnerlicht haben. Die symbolische Ordnung einer auf Ungleichheit beruhenden Gesellschaft führe dazu, dass Eltern aus bildungsfernen Schichten unbewusst von der Vorstellung geprägt seien, höhere Bildung sei nicht das Richtige für sie und ihre Kinder. Die Konsequenz sei, dass sie keine Präferenz für eine höhere Bildung ihrer Kinder entwickeln würden.

Bittlingmayer und Bauer kommen in ihrer empirischen Studie zu dem Schluss, dass sich die gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse im Bereich der Bildung vor allem auf die „Institutionenfähigkeit“ der Eltern auswirken (Bittlingmayer & Bauer 2007: 172). Zwar unterscheidet sich, anders

als erwartet, die Bildungsaspiration zwischen Eltern aus bildungsfernen und bildungsnahe Schichten nicht (mehr) stark. Aber es zeigt sich, dass bildungsferne Eltern eine negative Leistungsbeurteilung ihrer Kinder durch die Lehrer viel häufiger akzeptieren als bildungsnahe Eltern. Ihre Bildungsaspiration bleibt daher oftmals ohne Konsequenzen.

Die Ergebnisse von Bittlingmayer und Bauer lassen unserer Einschätzung nach allerdings keine eindeutigen Rückschlüsse zu, ob der Bourdieu'schen oder der RC-Perspektive eine höhere Erklärungskraft zukommt, sondern legen eher nahe, beide Perspektiven in ein komplementäres Verhältnis zu bringen: Während mit Bourdieu die Inkorporation der Herrschaftsverhältnisse in Form von bestimmten Weltsichten in den Fokus gerät, lässt sich aus RC-Perspektive auf die Frage eingehen, inwiefern sich diese Weltsichten in subjektiven Situationsdefinitionen und sich daran anschließenden rationalen Wahlentscheidungen niederschlagen werden. Für die Theorie sozialer Rationalität stellt sich dann die Frage, wie sie berücksichtigen kann, dass Akteure durch ihre Weltsichten zu systematisch verzerrten Wahrnehmungen der für sie geltenden sozialen Produktionsfunktionen kommen können.

6. Schluss

Bourdieu Praxistheorie und der RC-Ansatz werden in der Regel als widerstreitende Theoriepositionen verstanden. Da beide Theorieränge in unterschiedlichen methodologischen Paradigmen wurzeln und differierende handlungstheoretische Kernannahmen zu Grunde legen, ist diese Annahme durchaus nicht unbegründet. Die augenscheinlichen Differenzen täuschen jedoch leicht darüber hinweg, dass zwischen Bourdieu Praxistheorie und den weiten Varianten des RC-Ansatzes Anschlussmöglichkeiten existieren, die die Basis für einen fruchtbaren und auf Theorieentwicklung ausgerichteten Dialog bieten. In unserem Beitrag haben wir Bourdieu Praxistheorie und Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität hinsichtlich ihrer präferenztheoretischen Annahmen verglichen. Wir haben danach gefragt, von welchen Präferenzmodellen in den Theorien jeweils ausgegangen wird und welche Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Präferenzbildung angenommen werden. Im Lichte der jeweils anderen Theorie konnten wir blinde Flecken aufdecken und Ergänzungsbedarf ausmachen. Was können die Theorien nun aus unserer Sicht voneinander lernen?

Wir haben herausgestellt, dass Bourdieu's Präferenzmodell begriffliche Unschärfen und Inkonsistenzen

aufweist. Hier glauben wir, dass Lindenberg's Unterscheidung zwischen universellen Zielgütern und variablen Zwischengütern hilfreich sein kann, um Bourdieus Präferenzmodell zu präzisieren. Bourdieu und Lindenberg gehen übereinstimmend davon aus, dass soziale Anerkennung ein Zielgut menschlichen Handelns ist. Bourdieu verallgemeinert soziale Anerkennung allerdings (implizit) zum einzigen Zielgut. Dies hat zur Konsequenz, dass in Bourdieus Praxistheorie alle Handlungen als Kampfhandlungen um soziale Anerkennung erscheinen. Wir halten es für sinnvoll, Bourdieus Präferenzmodell zu erweitern. Dafür bietet sich aus unserer Sicht Lindenberg's dreistufiges Modell der Zielgüter mit dessen Kernunterscheidung zwischen physischem und sozialem Wohlbefinden an. Welche Konsequenzen diese Erweiterung für Bourdieus Praxistheorie hat, konnten wir hier nicht im Einzelnen diskutieren. Es kann jedoch festgehalten werden, dass die Erweiterung aus Bourdieus konflikttheoretischer Perspektive einer Ausweitung der gesellschaftlichen Streitgüter gleichkommt.

Sowohl Bourdieu als auch Lindenberg weisen sozialstrukturellen Variablen eine zentrale Rolle für die Bildung von Präferenzen für Zwischengüter zu. In beiden Ansätzen setzen sich die sozialstrukturellen Bedingungen aus der individuellen Ressourcenausstattung und den geltenden sozialen Definitionen zusammen. Lindenberg verfügt mit seinem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen über eine fruchtbare Heuristik, um sozialstrukturelle Restriktionen und universelle Zielgüter systematisch zu verknüpfen. Die Anwendung des Konzeptes setzt jedoch voraus, dass die unterschiedlichen Logiken und Strukturen des sozialen Kontextes bekannt sind. Lindenberg fehlt es an einem theoretischen Instrumentarium, um diese Logiken zu erschließen. Bourdieus Feldtheorie mit ihrem Konzept des *nomos* sehen wir hier als nützliches Instrument an, um das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen zu ergänzen. Auf diese Weise kann Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität um eine differenzierungs- und ungleichheitstheoretische Perspektive angereichert werden.

Neben diesen wechselseitigen Ergänzungsmöglichkeiten hat unser Vergleich aber auch gezeigt, dass Bourdieus Praxistheorie und Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität widersprüchliche und damit konkurrierende Positionen beinhalten. Diese resultieren vor allem aus den divergierenden sozialtheoretischen Perspektiven hinsichtlich der Verknüpfung von Makro- und Mikroebene. Während aus Lindenberg's struktur-individualistischer Sicht eine klare analytische Trennung zwischen Struktur- und

Handlungsebene vorzunehmen ist und sich Strukturmerkmale in Handlungsoptionen übersetzen, sind bei Bourdieu Akteur und Struktur über klasse- und feldgebundene Erfahrungsprozesse, die sich im Habitus niederschlagen, unauflösbar miteinander verwoben. Diese unterschiedlichen Perspektiven bestimmen auch, welche Erklärungsangebote die beiden Theorien hinsichtlich der Präferenzbildung machen.

Bourdieu betont die sozialisatorische Verankerung der Präferenzen im Habitus. Im *hysteresis*-Konzept geht er davon aus, dass sich die inkorporierten Präferenzen im Lebensverlauf auch angesichts neuer Kontextbedingungen nur bedingt wandeln können. Die Vorstellung einer sozialisatorischen Festlegung von Akteuren ist dem RC-Ansatz dagegen fremd. In Lindenberg's Theorie sozialer Rationalität sind die Akteure hinsichtlich ihrer Präferenzen für Zwischengüter revisionsoffen und passen sich den jeweiligen sozialstrukturellen Restriktionen an. Dieser Offenheit sind aufgrund von zeitlichen Verzögerungen im Anpassungsprozess und aufgrund von lebenslaufbedingten Pfadabhängigkeiten gewisse Grenzen gesetzt, weswegen sich wandelnde Kontextbedingungen nicht unmittelbar in den Präferenzen für Zwischengüter niederschlagen müssen. Im Kern sind jedoch die Inkorporationsthese und die These der rationalen Anpassung zwei konkurrierende Erklärungen. Durch einen Theorievergleich allein kann nicht entschieden werden, welche der beiden Positionen die richtigere ist. Vielmehr bedarf es einer Überprüfung der Ansätze auf der Grundlage empirischer Untersuchungen, nicht nur anhand von Forschung zur Präferenzbildung, sondern auch anhand von Sozialisationsforschung. Damit stehen allerdings die sozialtheoretischen Kernpositionen der beiden Ansätze, die für sie jeweils identitätsstiftend sind und bis zu einem gewissen Grad auch den Charakter von Glaubenssätzen haben, zur Disposition. Diese Ideenkonkurrenz ließe sich nur dann empirisch auflösen, wenn eindeutige empirische Evidenzen vorlägen. Auch wenn nicht sicher ist, ob sich angesichts der Methodenvielfalt und der breiten Interpretierbarkeit eine solche empirische Eindeutigkeit tatsächlich bei allen Fragen erreichen lässt, meinen wir, dass sich Bourdieus und Lindenberg's Ansatz, trotz divergierender Kernpositionen, durchaus wechselseitig befruchten können.

Literatur

- Abels, H. & A. König, 2010: Sozialisierung. Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen. Wiesbaden: VS.
- Barlösius, E., 2006: Pierre Bourdieu. Frankfurt a.M.: Campus.
- Baumann, M., 1996: Der Markt der Tugend. Recht und Moral in der liberalen Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Bittingmayer, U. & U. Bauer, 2007: Aspiration ohne Konsequenzen. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 27: 160–180.
- Bongaerts, G., 2008: Verdrängungen des Ökonomischen. Bourdieus Theorie der Moderne. Bielefeld: transcript.
- Boudon, R., 1998: Limitations of Rational Choice Theory. *American Journal of Sociology* 104: 817–828.
- Boudon, R., 2003: Beyond Rational Choice Theory. *Annual Review of Sociology* 29: 1–21.
- Bourdieu, P., 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1977: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P., 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1992: Rede und Antwort. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1997: Der Tote packt den Lebenden. *Schriften zu Politik & Kultur* 2. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, P., 1998: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 2001: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 2005: Die verborgenen Mechanismen der Macht. *Schriften zu Politik und Kultur* I. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, P., 2006: Der Einzige und sein Eigenheim. *Schriften zu Politik und Kultur* III. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, P., J.-C. Chamboredon & J.-C. Passeron, 1991: Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: de Gruyter.
- Bourdieu, P. & L. Wacquant, 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Braun, N., 2008: Theorie in der Soziologie. *Soziale Welt* 59: 371–395.
- Calhoun, C., 1993: Habitus, Field, and Capital: The Question of Historical Specificity. S. 61–88 in: C. Calhoun, E. Lipuma & M. Postone (Hrsg.), *Bourdieu. Critical Perspectives*. Cambridge: Polity.
- Coleman, J., 1990: *Foundations of Social Theory*. Cambridge & London: Harvard University Press.
- Elster, J., 1993: Some Unsolved Problems in the Theory of Rational Behavior. *Acta Sociologica* 36: 179–190.
- Elster, J., 2007: *Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Endreß, M., 2002: Wider die „Balkanisierung“ der Soziologie. *Berliner Journal für Soziologie* 12: 127–139.
- Engler, S., 2001: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.
- Esser, H., 1998: Why Are Bridge Hypotheses Necessary? S. 94–111 in: H.-P. Blossfeld & G. Prein (Hrsg.), *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Oxford: Westview.
- Esser, H., 1999: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt a.M.: Campus.
- Esser, H., 2010: Das Modell der Frame-Selektion. Eine allgemeine Handlungstheorie für die Sozialwissenschaften? S. 45–62 in: G. Albert & S. Sigmund (Hrsg.), *Soziologische Theorie kontrovers*. 50. Sonderheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS.
- Fuchs-Heinritz, W. & A. König, 2011: Pierre Bourdieu. Eine Einführung. Konstanz & München: UVK.
- Gebauer, G. & B. Kraus (2002): *Habitus*. Bielefeld: transcript.
- Greshoff, R., G. Kneer & U. Schimank, 2003: Einleitung. S. 9–18 in: R. Greshoff, G. Kneer & U. Schimank (Hrsg.), *Die Transintentionalität des Sozialen. Eine vergleichende Betrachtung Klassischer und moderner Sozialtheorien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Greshoff, R., G. Lindemann & U. Schimank, 2007: Theorienvergleich und Theorienintegration – Disziplinengeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmenvermittelnden „conceptual framework“ für die Soziologie. Arbeitsgruppe Soziologische Theorie (AST)/CvO Universität Oldenburg, Diskussionspapiere 1. http://www.uni-oldenburg.de/fileadmin/user_upload/sowi/ag/ast/download/dp/ast-dp-1-07.pdf
- Greshoff, R., 2010: Brauchen wir eine neue Theorievergleichsdebatte?, *ZfS-FORUM* 2: 1–12 (<http://www.zfs-online.org/index.php/forum/article/viewFile/3040/2574>)
- Greshoff, R., 2014: Individualismus, methodologischer. S. 181–183 in: G. Endrúweit & G. Trommsdorff & N. Burzan (Hrsg.), *Wörterbuch der Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Hedström, P., 2005: *Dissecting the Social. On the Principles of Analytical Sociology*. Cambridge & New York & Melbourne: Cambridge University Press.
- Hillebrandt, F., 2009: Ökonomie. S. 186–193 in: G. Fröhlich & B. Rehbein (Hrsg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart & Weimar: Metzler.
- Honneth, A., 1984: Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36: 147–164.
- Hondrich, K.-O. & J. Matthes, 1978 (Hrsg.), *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Neuwied: Luchterhand.
- Hondrich, K.-O., 1978: Viele Ansätze – eine soziologische Theorie. S. 314–330 in: K.-O. Hondrich & J. Matthes (Hrsg.), *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Neuwied: Luchterhand.

- Hradil, S., 1989: System und Akteur. Eine empirische Kritik der soziologischen Kulturtheorie Pierre Bourdieus. S. 111–141 in: K. Eder (Hrsg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kelle, U. & C. Lüdemann, 1996: Theoriereiche Brückenannahmen? Eine Erwiderung auf Siegwart Lindenberg. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 542–545.
- Klima, R., 1971: Theorienpluralismus in der Soziologie. S. 198–219 in: A. Diemer (Hrsg.), *Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften*. Meisenheim am Glan: Hain.
- König, M., 2003: *Habitus und Rational Choice*. Wiesbaden: DUV.
- Kraaykamp, G. & K. van Eijck, 2010: The Intergenerational Reproduction of Cultural Capital. A Threefold Perspective. *Social Forces* 89: 209–232.
- Kroneberg, C. & F. Kalter, 2012: Rational Choice Theory and Empirical Research. *Methodological and Theoretical Contributions in Europe*. *Annual Review of Sociology* 38: 7–92.
- Kroneberg, C., 2011: *Die Erklärung sozialen Handelns. Grundlagen und Anwendung einer integrativen Theorie*, Wiesbaden: VS.
- Lindenberg, S., 1977: Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation. S. 46–84 in: K. Eichner & W. Habermehl (Hrsg.), *Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens*. Meisenheim am Glan: Hain.
- Lindenberg, S., 1989: Social Production Functions, Deficits, and Social Revolutions. *Revolutionary France and Russia. Rationality and Society* 1: 51–77.
- Lindenberg, S., 1993: Framing, Empirical Evidence, and Applications. *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie*. Bd. 12: 11–38.
- Lindenberg, S., 1996a: Die Relevanz theoriereicher Brückenannahmen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 126–140.
- Lindenberg, S., 1996b: Theoriegesteuerte Konkretisierung der Nutzentheorie. Eine Replik auf Kelle/Lüdemann und Opp/Friedrichs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 560–565.
- Lindenberg, S., 1996c: Continuities in the Theory of Social Production Functions. S. 169–184 in: H. Ganzeboom & S. Lindenberg (Hrsg.), *Verklarende Sociologie: Opstellen voor Reinhard Wippler*. Amsterdam: Thela Thesis.
- Lindenberg, S., 2001: Social Rationality versus Rational Egoism. S. 635–668 in: J.-H. Turner (Hrsg.), *Handbook of Sociological Theory*. New York: Kluwer.
- Lindenberg, S., 2008: Social Rationality, Semi-Modularity and Goal-Framing. What Is It All About? *Analyse & Kritik* 30: 669–687.
- Lindenberg, S., 2013: Social Rationality, Self-regulation and Well-being: The Regulatory Significance of Needs, Goals, and the Self. S. 72–112 in: R. Wittek & T.-A.-B. Snijders & V. Nee (Hrsg.), *Handbook of Rational Choice Social Research*. Stanford: Stanford University Press.
- Luhmann, N., 1981: *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller, H.-P., 2002: Die Einbettung des Handelns. Pierre Bourdieus Praxeologie. *Berliner Journal für Soziologie* 12: 157–171.
- Müller-Godeffroy, H., 1981: Paradigmenvergleich in den Sozialwissenschaften. *Vorstudien zur alternativen Fundierung der theoretischen Wirtschaftspolitik*. Frankfurt a.M.: Haag & Herchen.
- Moser, V., 2013: *Bildende Kunst als soziales Feld. Eine Studie über die Berliner Szene*. Bielefeld: transcript.
- Nauck, B., 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53: 407–435.
- Nauck, B. & D. Klaus, 2007: The Varying Value of Children. *Empirical Results from Eleven Societies in Asia, Africa, and Europe*. *Current Sociology* 55: 487–503.
- Nieboer, A., S. Lindenberg, A. Boomsma & A. van Bruggen, 2005: Dimensions of Well-being and their Measurement: The SPF-IL-Scale. *Social Indicators Research* 73: 313–353.
- Opp, K.-D. & J. Friedrichs, 1996: Brückenannahmen, Produktionsfunktionen und die Messung von Präferenzen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 546–559.
- Opp, K.-D., 1999: Contending Conceptions of the Theory of Rational Choice. *Journal of Theoretical Politics* 11: 171–202.
- Ormel, J. & S. Lindenberg, 1999: Subjective Well-Being And Social Production Functions. *Social Indicators Research* 46: 61–90.
- Rehbein, B., 2006: *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. Konstanz: UVK.
- Rössel, J. & C. Beckert-Ziegelschmid, 2002: Die Reproduktion kulturellen Kapitals. *Zeitschrift für Soziologie* 31: 497–513.
- Rössel, J., 2009: Strukturiert kulturelles Kapital auch den Konsum von Populärkultur? *Zeitschrift für Soziologie* 38: 494–512.
- Schmid, M., 2009a: Theoriebildung und Theoriepolitik in der Soziologie. *Soziale Welt* 60: 199–213.
- Schmid, M., 2009b: Theorien, Modelle und Erklärungen. Einige Grundprobleme des soziologischen Theorienvergleichs. S. 323–359 in: G. Preyer (Hrsg.), *Neuer Mensch und kollektive Identität in der Kommunikationsgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Schroer, M., 2008: Verstehen und Erklären bei Bourdieu. S. 311–332 in: R. Greshoff, G. Kneer & W.-L. Schneider (Hrsg.), *Verstehen und Erklären. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. München: Fink.
- Stein, P., 2005: Soziale Mobilität und Lebensstile. Anwendung eines Modells zur Analyse von Effekten sozialer Mobilität in der Lebensstilforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57: 205–229.
- Tranow, U., 2012: *Das Konzept der Solidarität. Handlungstheoretische Fundierung eines soziologischen Schlüsselbegriffs*. Wiesbaden: VS.

- Udehn, L., 2002: The Changing Face of Methodological Individualism. *Annual Review of Sociology* 28: 497–507.
- Vanberg, V., 1993: Rational Choice vs. Adaptive Rule-following: On the Behavioral Foundations of the Social Sciences. *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie* 12: 93–120.
- Vanberg, V., 2002: Rational Choice vs. Program-based Behavior. *Alternative Theoretical Approaches and their Relevance for the Study of Institutions. Rationality & Society* 14: 7–54.
- Van Eijck, K., 2001: Social Differentiation in Musical Taste Patterns. *Social Forces* 79: 116–1184.
- Wacquant, L. 1989: Towards a Reflexive Sociology. A Workshop with Pierre Bourdieu. *Sociological Theory* 7: 26–63.
- Weingartner, S., 2013: Hochkulturelle Praxis und Frame-Selektion. Ein integrativer Erklärungsansatz des Kulturkonsums. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 65: 3–30.

Autorenvorstellung

Melanie Reddig, geb. 1972 in Düren. Studium der Soziologie, Neueren Geschichte und Medienwissenschaft in Düsseldorf. Promotion in Düsseldorf. Von 2002 bis 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin und von 2004–2007 wissenschaftliche Assistentin an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf; seit 2007 Akademische Rätin ebendort.

Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Religionssoziologie.

Wichtigste Publikationen: Olivier Roys Thesen zum islamischen Neofundamentalismus auf dem Prüfstand. Eine empirische Analyse (mit Y. El-Menouar), *Analyse & Kritik* 35, 2013; Power Struggle in the Religious Field of Islam: Modernization, Globalization and the Rise of Salafism, in: T. Keskin (Hrsg.): *The Sociology of Islam*, Reading 2011; Analysen des transnationalen Terrorismus. *Soziologische Perspektiven* (Hrsg. mit T. Kron), Wiesbaden 2006.

Ulf Tranow, geb. 1975 in Münster. Studium der Soziologie, Medienwissenschaft und Psychologie in Düsseldorf. Promotion in Düsseldorf. Von 2004 bis 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf; seit 2013 Junior-Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt soziologische Theorie ebendort.

Forschungsschwerpunkte: Akteurs- und Handlungstheorie, normative Integration, Gruppensolidarität

Wichtigste Publikationen: Solidarität. Handlungstheoretische Fundierung eines soziologischen Schlüsselbegriffs, Wiesbaden 2012; Objektive Bedingungen des individuellen Vergnügens. Ein Beitrag zur Theorie des Vergnügens, in: M. Heinlein & K. Seßler (Hrsg.), *Die vergnügte Gesellschaft. Ernsthafte Perspektiven auf modernes Amüsement*, Bielefeld 2012; Solidarität. Vorschlag für eine soziologische Begriffsbestimmung, *Analyse & Kritik* 35, 2013.